

HEYNE <

DER AUTOR

Hellmuth Karasek, Journalist und Schriftsteller, leitete über 20 Jahre lang das Kulturressort des Nachrichtenmagazins *DER SPIEGEL*. Jetzt ist er Mitherausgeber des Berliner *TAGESSPIEGEL*. Er veröffentlichte 1992 *Billy Wilder – Eine Nahaufnahme*, 1996 *Go West, eine Biographie der 50er Jahre*, 1996 *Mein Kino*, 1997 *Hand in Handy*, 1998 *Das Magazin*, 2000 *Kanonen auf Spatzen*, 2001 den Roman *Betrug* und 2002 *Karambolagen. Begegnungen mit Zeitgenossen*.

LIEFERBARE TITEL

Süßer Vogel Jugend oder Der Abend wirft längere Schatten

Hellmuth Karasek
Vom Küssen der Kröten
Und andere Zwischenfälle

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Glossen von Hellmuth Karasek erscheinen jeden Sonntag in der *Berliner Morgenpost* und am Montag im *Hamburger Abendblatt*



Mix
Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften
Zert.-Nr. SGS-COC-1940
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier
München Super liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

Vollständige Taschenbuchausgabe 02/2010
Copyright © 2008 by Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg
Copyright © 2010 dieser Ausgabe by Wilhelm Heyne Verlag,
München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Printed in Germany 2010
Umschlagfoto: © Armgard Seegers-Karasek
Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München, unter
Verwendung des Coverdesign von b3K-design
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN: 978-3-453-40665-0

www.heyne.de

Inhalt

Von Kröten und Fröschen, von Menschen und Lurchen	9
Von Heiligen und Tierpatenschaften	11
Schnell, schneller, am schnellsten?	13
Die Schönheit der Berliner Weihnacht	15
Öffentliche Geheimgespräche	17
Kapitaler Bock der Sprachhüter	19
Der Preis ist immer noch »right«	21
Ein Leben ohne Aschermittwoch	23
Ein Präsident zum Greifen nah	25
Erdolcht, erschossen oder einfach vom Stuhl gekippt?	27
Gevatter Tod auf allen Fernsehkanälen	29
Freuden und Schrecken des Tourismus	31
Geld allein macht nicht unglücklich	33
Wowereit und »Wowi«	35
Ja zum Nein	37
Rote Karte für den Schwarzen Peter	39
Vom Reden und Rauchen	41
Der Schwaben-Rambo und »des Hexle«	43
Fischer fischt frische Gurken	45
Über das Fressen von Kröten	47
Warum Nichtwissen manchmal richtig sein kann	49
Wenn die Welt Verspätung hat	51
Ma-h-ler oder Maler	53
Irgendwann ist irgendwo immer irgendwie	55

Eine Frage der Perspektive	57
Was uns stinkt und nicht stinkt	59
Der Himmel voller Mozartkugeln	61
Man spricht Deutsch	63
Wie im Himmel, so auf Erden	65
Um Gottes willen	67
Als der Ball noch rund war	69
Wenn der Clown Trauer trägt	71
Wo Hühner nichts zu lachen haben	73
Glühe, deutsches Vaterland!	75
In 50 Jahren ist alles vorbei	77
Schlaflos – aber nicht in Seattle	79
»Hält er, ist er Held«	81
Lang lebe Latein!	83
Alpha-Tiere im Fahrstuhl	85
Vom Leben und Sterben des Bertolt B.	87
Angela Merkel mit der Welt auf Du und Du	89
Sex im Paradies: Neues aus dem Menschenzoo	91
Wie man ganz schnell zum Hochstapler werden kann	93
Das wahre Spiel läuft auf den Großleinwänden	95
Wie der Sport die Familie teilt	97
Schreibfehler haben auch ihren Charme	99
Der kleine Unterschied	101
Das Buch, das glücklich macht, weil es wahr ist	103
Was darf Benedikt XVI. sagen?	105
Mozart-Oper: Selbstmord aus Angst vor dem Tod	107
Europas Kinderspiel mit dem Feuer	109
Lupenrein, stubenrein	111
Schnappschüsse des Krieges	113
»Im Gesicht fehlt mir ja nichts«	115
Sind die noch zu retten!	117
Ferenc Puskás oder Die Gerechtigkeit der Welt	119
Zum Dinner bei den Putins	121

Blick zurück im Zorn – kein Fall von Ostalgie	123
Die Botschaft, die auch glaubt, wer sie nicht mehr hört	125
Gute Vorsätze für morgen und was sie heute noch wert sind	127
Kuschelbett und Kartoffelsalat	129
Wie die CSU den Chef zum Gärtner macht	131
Die Trägheit der Sinne	133
Der erotische Pieps	135
Hilfe! Die Russen kommen!	137
Die Ökonomie des Schmerzes	139
Der Krampf geht weiter	141
Roger Cicero und das Comeback des Swing	143
Als wir schrieben wie die Adler	145
Von der Raumzeit zur Zaumreit	147
Rauchzeichen von Helmut Schmidt	149
Glücklich ist, wer vergisst!	151
Der Schiefe Turm von Kassel	153
Mit 17 hat man noch Träume	155
Sterben oder aussterben	157
Neues vom Planeten der Menschenaffen	159
Strammer Max auf dem Fünfmeterturn	161
Vom ungleichen Kampf Mann gegen Mücke	163
Müntefering und die Zehn Gebote	165
Die Liebe und der Suff	167
Solange es in der Familie bleibt ...	169
Ein Wort ist nur ein Wort	171
Die falschen Terrakotta-Krieger	173

Von Kröten und Fröschen, von Menschen und Lurchen

Eigentlich küsst man Kröten nicht – man schluckt sie als unangenehme Wahrheiten oder als leider notwendige Bedingungen bei einem Einigungsprozess (zum Beispiel in Politik oder Wirtschaft) hinunter. Nur Frösche küsst man – im Märchen, damit sie sich in Prinzen verwandeln. In der Realität ist es oft umgekehrt: Da küsst man einen Prinzen oder eine Prinzessin, oder vermeint sie zu küssen, und in Wahrheit ist sie, ist er, Frosch oder Fröschin, jedenfalls froschig, glitschig. Dann möchte man dem zum Frosch Geküssten zurufen: Sei kein Frosch.

Wer Frösche pseudokannibalisch zum Fressen gernhat, buchstäblich, ist Franzose und muss sich in England und vor allem in den USA den Kosenamen Froschesser gefallen lassen. Ist das schöner als »Kraut« (Deutscher) oder »Spaghetti« (Italiener) oder »Frites« (Belgier)? Jedenfalls ist der Mensch, was er isst. Auf einer Karikatur des Zeichners Gross, natürlich Amerikaner, sagt der wach geküsste Prinz, der ohne Beine auf einem Brett mit Rädern sitzt, zu der, die ihn wach geküsst hat und vor ihm steht: »Jetzt tut's dir leid!«

Wenn der Frosch schwimmt, wirkt er sehr menschlich. Wenn er aber singt, stört er sehr, weshalb empfindsame, hochadelige Damen in feudalistischen Zeiten ihre Leibeigenen auf die Froschteiche einschlagen ließen, wäh-

rend sie dem menschlichen Liebesgequake ihres Galans zur Laute lauschten – »Laut und Luise« nennt das Ernst Jandl.

Der berühmteste betrunkene Frosch ist Gefängniswärter in der »Fledermaus« – ein Lurch bei einem Flattertier.

Wenn einem die Stimme versagt, hat man einen Frosch im Hals, was oft passiert, wenn man eine Kröte schlucken musste. Gegen diesen Frosch hilft Räuspern oder ein Schluck Wasser; auf Englisch nennt man das »die Kehle säubern«, da sieht man's wieder!

Meine Glossen, die wöchentlich in der »Berliner Morgenpost« und im »Hamburger Abendblatt« erscheinen, hüpfen der Zeit wie im Froschsprung hinterher und sind meist aus der Froschperspektive geschrieben. Das heißt, sie quaken die Welt mit leicht vorquellenden Augen von unten an. Als Ergebnis wünsche ich mir spöttische Leichtigkeit, die klein erscheinen lässt, was sich groß spreizt. Die Froschperspektive folgt dem lateinischen Sprichwort: »Quamquam sunt sub aqua, sub aqua maledicere temptant.« Das ist lautmalerisch, von Ovid und heißt: »Selbst beim Untertauchen oder Untergehen quaken die Frösche üble Nachrede.«

Eben Glossen.

Von Heiligen und Tierpatenschaften

»Schotts Sammelsurium« stürmt
die Bestsellerlisten in Deutschland

Wir alle wissen, wenn wir es denn als fromme Heiden und aufgeklärte Christen, die wir sind, wissen wollen, dass St. Florian der Schutzpatron der Feuerwehrleute ist. Aber wissen wir und wollen wir wissen, wer der Schutzheilige der Friseurin ist? Nein, nicht Udo Walz, wie mancher Berliner vermuten könnte. Denn solange man lebt, kann man nicht heilig, ja nicht einmal selig sein – weshalb früher der verstorbene Ehegatte von der Witwe der Seligen genannt wurde. Der Patron der Friseurin aber ist: St. Ludwig. Und der der Taxifahrer? St. Fiacrinus. Und der der Radiosprecher? Erzengel Gabriel.

Woher wir das alles wissen? All das, was wir nicht wissen müssen, vielleicht auch nicht wissen wollen, also alles, was uns nix nützt, uns nicht weiterbringt, was überflüssig ist, was bei keiner Fahrprüfung, keinem Verfassungsexamen, keinem Mediziner-Examen gefragt wird?

Zum Beispiel die Namen und Lebensdaten der berühmtesten Kastraten (das sind oder waren Sänger, die nicht dank natürlicher Gaben hoch singen können) oder die Umstände der seltsamen Todesfälle in einem asiatischen Herrscherhaus. Oder was Tierpatenschaften in einem Zoo kosten. Ein Sattelschwein pro Jahr bei Hagenbeck in Hamburg zum Beispiel 160 Euro. Oder. Oder. Oder?

Die Antwort ist einfach. Wir wissen es aus »Schotts

Sammelsurium«. Ben Schott, ein leidenschaftlicher Brite, der so herrliche Nationaleigenschaften wie den Spleen, die Exzentrik, den Hang zum Nonsens, die Sammelleidenschaft für das Nutzlose, Abseitige vereint, kurz, der ein Bildungsnob ist, hat dieses Lexikon zusammengestellt. Das Schöne ist, man kann es nicht einmal als Lexikon benutzen, weil es keine (alphabetische) Ordnung aufweist.

Herrlich, ein Lexikon, das nicht zu gebrauchen ist – und doch Spaß macht. »Schotts Sammelsurium« wird sogar die Nummer eins der »Spiegel«-Bestseller-Liste, ausgerechnet als »Sachbuch«. Ein Sieg über alle Sachzwänge, über alles Wissenswerte, PISA verkehrt. Die Deutschen haben den Engländer in sich entdeckt. Gratulation!

Schnell, schneller, am schnellsten?

Von heute an braucht der ICE nur noch 90 Minuten
von Hamburg nach Berlin

Erinnert sich noch jemand, was der Transrapid sein sollte? Die Antwort: die schnellste Verbindung zwischen Berlin und Hamburg, Hamburg und Berlin. In einer Stunde, sprich: 60 Minuten Fahrzeit, hätte er aus Hamburg eine Berliner Vorstadt und aus Berlin eine Hamburger Vorstadt gemacht, je nach Blickwinkel.

Der Transrapid war einer der hochfliegenden – oder soll man besser sagen, pfeilschnell fahrenden – Blütenträume, die nach der deutschen Wiedervereinigung dem optimistischen Motto gehorchten: Jetzt ist nichts mehr unmöglich. »Wahnsinn« hieß die Devise.

Inzwischen fährt der Transrapid zwischen Shanghai und dem Flughafen von Shanghai. Und China ist das Land, in dem (scheinbar? anscheinend?) nichts mehr unmöglich ist.

Warum mir das heute einfällt? Weil von heute an der ICE zwischen Berlin und Hamburg und Hamburg und Berlin in 90 Minuten von Bahnhof (Hamburg-Hbf.) zu Bahnhof (Berlin-Zoologischer Garten) rast.

Das ist herrlich, das ist schön, prima, klasse, geil – vor allem für die, die sich daran erinnern, wie sich in DDR-Zeiten die Züge in vier Stunden über die Interzonenstrecke quälten. Eineinhalb Stunden, das ist schneller als der legendäre »Schienenzepelin« (98 Minuten) von 1931

oder der »Fliegende Hamburger«, der es auf zwei Stunden und 18 Minuten brachte – bis 1939.

Danach begann die Politik zerstörerisch zu rasen, Hitler schaffte 1000 Jahre in knapp fünf Kriegsjahren. Der Kalte Krieg danach verlangsamte die Fahrt bis fast zum eingefrorenen Stillstand.

Wir könnten heute also, am 12. Dezember, jubeln. Über die wieder erreichten anderthalb Stunden.

Aber dass wir sie erst heute erreicht haben, während Züge in diesem Tempo seit Jahren, zwischen Köln und Frankfurt beispielsweise, dahinflitzen, hängt mit dem Transrapid zusammen – einem welken technischen Blütenraum. Wegen der Hoffnung auf ihn musste der ICE warten.

Geldmangel, Wirtschaftskrisenjahre, mangelnder Mut und Investitions-Pessimismus, Skrupel einer ängstlichen Umweltpolitik haben den Transrapid inzwischen aus der Fortschrittstraumwelt der Deutschen gestrichen. Wir sind ja auch so schnell genug, nicht wahr!

Die Schönheit der Berliner Weihnacht

Warum man Gewissensbisse hat, das Fest
der Feste in der Sonne zu verbringen

Vergangenes Jahr war ich kurz vor Weihnachten noch in Rio. Ich erzähle das nicht, um mir und Ihnen im tristen Dezemberwetter den Mund wässrig zu machen nach der Sonne, der Copacabana, dem Zuckerhut ... Im Gegenteil. So schön die Sonne brannte, der Strand hell war und ein großzügiger Christus seine Arme über diese sündig-schöne, pulsierende Stadt ausbreitete – ich hatte ein schlechtes Gewissen, ja fast so etwas wie ein Schuldgefühl, wie ein Deserteur von der heimatlichen Weihnachtsfront!

Vor allem, als ich in der subtropischen Glut einen Weihnachtsmann zu Geschäftszwecken im dicken roten Mantel mit weißem Wattebart vor den Geschäften wanken sah und in der Zeitung las, in Miami Beach habe einige Weihnachtsmänner der Hitzschlag getroffen – die Gegend ist eher für den Tanga als den dicken Weihnachtsmann-Mantel geeignet – der Tanga wohlgemerkt weder für mich noch für den Nikolaus, Gott bewahre! Ich sah einen geschmückten großen Weihnachtsbaum aus Sperrholz, die Kerzengirlanden wirkten blass in der tropischen Sonne. Ich war froh, als ich, kurz vor Toresschluss, wieder im dunklen Deutschland landete.

Warum ich das erzähle? Weil ich beim Anblick der wunderbaren Berliner Weihnachtsbeleuchtung am Kudamm, Tauentzien und Unter den Linden weiß, wo Weih-

nachten für unsereinen hingehört. Klar geht's bei der Illumination, die so schön ist in Berlin, dass sie ihresgleichen sucht (und kaum finden könnte), auch um Konsumanreiz, um Konjunkturankurbelung. Na und?! Ich glaube, dass es die Dunkelheit um die Wintersonnenwende ist, die Weihnachten hier, im feuchtkalten Norden, einen besonderen Reiz verleiht. Das Licht, die Lichter, die wir uns anstecken, geben uns Glanz und Licht im Dunkeln – ob wir das wissen, wissen wollen oder nicht. Es gibt Symbole, die sind heimatlich und überdauern alle Veränderungen. Die prahlen und glitzern mit tausend Lichtern. Und man merkt die Absicht und ist trotzdem gerührt. Nicht geschüttelt und nicht verstimmt.

Öffentliche Geheimgespräche

Über die Intendantensuche des
Kultursenators und das Land der
unbegrenzten Möglichkeiten

Natürlich hätte man sich letzte Woche auch wieder darüber beeindruckt zeigen können, wie Berlins Kulturse-nator Thomas Flierl die Intendantensuche für das Deutsche Theater in mehreren Geheimgesprächen in möglichst öffentlichen Räumen (sprich: Cafés und Restaurants) fort-gesetzt hat. Er ist dabei seiner freiwillig und selbst gewähl-ten Rolle treu geblieben: der vom Elefanten im Porzellan-laden.

Doch ein anderer Vorfall hat mich weitaus mehr amü-siert, vor allem, da er sich nicht auf Kosten Berlins abge-spielt hat, sondern in den USA, immer noch das Land der unbegrenzten Möglichkeiten, vor allem, was den Einfluss der Juristen, sprich: Anwälte, auf das öffentliche, halb-öffentliche und private Leben anlangt.

Also: Da standen in einer Schlange, die auf Einlass zu einem Prozess wartete, zwei Leute, die sich die Wartezeit mit Scherzen vertrieben. Aber vielleicht waren es auch zwei Prozessbeteiligte, denn der eine (oder die eine) fragte die andere (oder den anderen) woran man denn erkenne, dass ein Anwalt nicht lüge. Nicht! Und er gab sich selbst die Antwort: Wenn der Anwalt nicht die Lippen bewege.

Die Geschichte wäre wohl nicht in die Zeitungen ge-kommen, wenn ein Anwalt die beiden wegen dieses und ähnlicher Witze nicht verklagt hätte. Hat er aber. Man

16. Januar 2005

fragt sich, ob sich ein Berufsstand kollektiv beleidigt fühlen kann, etwa wie geografisch alle Schotten oder Schwaben, wenn man sagt, sie seien geizig. Ich sage das, da viele Schwaben in Berlin leben, vorsichtshalber nur von den Schotten, während ich von den Schwaben nur behaupte, dass sie sparsam sind. Alle.

Aber vielleicht waren die Amis (»Read my lips!« heißt es dort, wenn man will, dass einem geglaubt wird) selber Advokaten. Dann käme einem die logisch-philosophische Falle der ollen Griechen in den Sinn, bei der ein Kreter die Behauptung aufstellt: »Alle Kreter sind Lügner!« Sie wissen schon, wie's weitergeht: Lügt er nun mit dieser Behauptung, weil er ein Kreter ist, dann sind die Kreter keine Lügner, na, und so weiter. Man darf gespannt sein, ob es in den USA zur Klage kommt. Und wie der Schadensersatz aussieht. Und ob den alle Anwälte bekommen, die, wenn sie den Mund aufmachen, nicht lügen?

Kapitaler Bock der Sprachhüter

Über das Unwort des Jahres 2005
»Humankapital«

Pünktlich im Januar wählte die Darmstädter Akademie für Sprache und Dichtung das Unwort des Jahres. Pünktlich, aber auch treffsicher?

Das Unwort heißt »Humankapital«, also »Menschenkapital«. Mir ist dabei nicht wohl. Denn die Sprachheger, die dieses Wort als Unkraut aus ihrem Sprachgärtlein jäten wollen, verraten damit einen eher säuerlichen, zumindest wohlfeilen Impetus sozialer Betroffenheit. Menschen und Kapital, fragen sie? Darf das sein?

Das Wort war zunächst, auch beim Kapitalismus-Kritiker Marx, neutral, seine Arbeiter schufen mit ihrer Arbeitskraft den »Mehrwert«, an dem Marx monierte, dass er ihnen nicht blieb. Aber das »Menschenkapital« hatte Sklaven- und Feudalbindungen abgelöst, und die den Kapitalismus abzuschaffen vorgaben, schufen staatskapitalistischen Terror.

Immer schon, wo Menschen sich frei zu entwickeln trachteten, sahen sie in ihren »Anlagen« ihr Kapital, ihr geistiges Kapital, schon die Bibel schrieb, dass man mit »seinen Pfunden wuchern solle«, und meinte damit gewiss nicht Abkehr von Diätvorsätzen, sondern Entwicklung der »Talente«, »Begabungen« – kurz, die Entwicklung des wichtigsten Kapitals, das der Mensch hat – seine Arbeitskraft. In einer Welt, in der uns Maschinen die körper-

lichen Leistungen abgenommen haben, ist dieses »Menschenkapital« die Fähigkeit und Möglichkeit, sich geistig zu entwickeln und zu entfalten.

Seit PISA wissen wir, dass es auf das Talent und dessen Entwicklung ankommt. Und »Talent« war in der griechischen Antike – das Wort kommt von Waage – ursprünglich die höchste Geldeinheit.

Wie hatte Nestroy geseufzt? »Die Phönizier haben das Geld erfunden – aber warum so wenig?« Das gilt sicher auch für das Potenzial, das wir weiter Menschenkapital nennen wollen. Die Sprachhüter haben offenbar einen kapitalen Bock geschossen.

Der Preis ist immer noch »right«

Über die Beständigkeit und Nachhaltigkeit im Fernsehen

Im Herbst 1981 war ich mit meiner Frau, die damals noch meine Freundin war (was sie, hoffentlich, immer noch ist) in den USA an der Ostküste. Wir hatten in New York Woody Allen interviewt und machten ein paar Tage Ferien am Cape Cod.

Und um zehn Uhr vormittags lief jeden Morgen auf CBS »The Price is Right« – eine Sendung, in der kreischende Leute, durch ein Los ausgesucht, in mehreren Kombinationsspielen die richtigen Preise für Autos, Gartenmöbel, Porzellan, Wohnwagen, Teppiche oder Küchengeräte raten mussten. Damals war das Privatfernsehen in Deutschland noch unterbelichtet. Und so delectierten wir uns an den vor Freude in ihrer Freizeitkleidung Hüpfenden, die die Glückschance bekamen, Waren im Tausenderwert zu gewinnen, wenn, ja wenn sie nur den richtigen Preis errieten.

Der Mann, der die Glücklichen auswählte und ausrief – aufheulend wie einer, der Box-Champions ausruft –, trug eine abenteuerlich karierte Jacke, das Publikum war außer Rand und Band, und die Kandidaten küssten den Moderator vor Freude darüber, dass sie mitraten durften, auf die Wange.

Aber im Unterschied zu all den kreischenden, unbekümmerten Kaufrausch-Lärmenden war der Moderator

Bob Barker ein distinguiertes grauhaariger Herr, ein Gentleman mit schmalem Kopf, schmalem Körper, elegantem Anzug.

Mensch, sagte meine Frau und damalige Freundin, den habe ich schon 1976 gesehen! Und in der Tat wirkte Bob Barker schon wie der berühmte ältere Herr, ein Roué. Jetzt, 2005, in Los Angeles, macht meine Frau im Hotel den Fernseher an, ruft mich aus dem Bad und sagt: »Du wirst es nicht glauben ...!« Und da war »The Price is Right«, und die Teenies und Hausfrauen kreischten wie eh und je. Und Barker, schlank, fast schon ein bisschen klapprig, inzwischen weißhaarig – und ich möchte schwören, weit über achtzig! –, wurde immer noch von den Gästen auf die Wange geküsst.

Es war die Woche, in der Johnny Carson starb. Aber »The Price is Right« funktionierte immer noch in alter Besetzung. Es war, als ob Robert Lembke gefragt hätte – jetzt, 2005 –: »Welches Schweinderl möchten Sie?« In der Politik heißt dergleichen Nachhaltigkeit.

Ein Leben ohne Aschermittwoch

Wie ich einen ganzen Tag im
Stillen Ozean verlor. Einfach so.

Dieser Aschermittwoch war für mich ein ganz besonderer. Und das, obwohl ich als langjähriger Hamburger und langlebiger Berliner mit Fasching respektive Karneval nicht viel am Hut und also noch weniger an der Narrenkappe oder Pappnase habe. Zwar weiß ich: Wo in der weiten Welt auch nur drei Kölner, zwei Mainzer oder ein Düsseldorfer versammelt sind, da wird (Alaaf! und He-lau!) gnadenlos Rosenmontag begangen. So auch, wenn man, sagen wir mal, rund 9920 Meilen von Köln entfernt ist. Aber lassen wir das.

An diesem Aschermittwoch 2005 also habe ich das strikteste Fastengebot – Karneval heißt ja, nach einer etwas zweifelhaften Volksetymologie, Fleisch ade! – mit Schlag Ende Faschingsdienstag in Kraft gesetzt. Am Aschermittwoch kein Fleisch, ja auch kein Brot, kein Gemüse und Obst. Auch keinen Obstler, keinen Wein, kein Bier, nicht einmal Wasser. Und auch sonst nix. Überhaupt nix. Fleisch ade! Keine Zigarre, keinen Terz, keine Völlerei und auch sonst absolut nichts. Nichts! Niente! Nothing! Rien ne va plus! Der Aschermittwoch fiel einfach aus. Auf Dienstag, den 8. Februar, folgte gleich Donnerstag, der 10. Februar. Aschermittwoch, den 9., gab's einfach nicht. Und das kam so: Ich flog nach Kalifornien, da war es auf einmal neun Stunden früher, als es in Köln war. Dann kam Hawaii, da

13. Februar 2005



Hellmuth Karasek

Vom Küssen der Kröten
und andere Zwischenfälle

ERSTMALS IM TASCHENBUCH

Taschenbuch, Broschur, 176 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-453-40665-0

Heyne

Erscheinungstermin: Januar 2010

Witz, Satire und die Lust an absurden Kontrasten: In seinen Glossen sieht Hellmuth Karasek der Zeit beim Vergehen zu und versucht, wenigstens die Komik festzuhalten.

Eigentlich küsst man Kröten nicht – man schluckt sie als unangenehme Wahrheiten hinunter. Nur Frösche küsst man – im Märchen, damit sie sich in Prinzen verwandeln. Doch die Glosse verhält sich zur Realität so, als müsste ihr Autor dauernd Kröten schlucken. In Karaseks Sprachzoo existieren seltsame Wesen: lupenreine Gazprom-Demokraten, Problembären wie Bruno und Stoiber, Politiker als Kellner und Köche.

 [Der Titel im Katalog](#)